

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

30 (5.2.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 10

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 10. Karlsruhe, Mittwoch den 5. Februar 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 10:
Gegen die Musikschundliteratur. — Der Stellvertreter des Bremer Domes. — Merle. — Für unsere Frauen. — Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

Gegen die Musikschundliteratur.

Von A. Quist.
II.
Die Beurteilung des Liedes richtet sich selbstverständlich nicht einzig und allein nach der Melodie, sondern — und dabei wird gewöhnlich der Anfang gemacht — auch nach dem Texte. Gegen diesen wird ja nun oft der Einwand erhoben, er sei unsittlich. Bekanntlich gehen aber die Ansichten über den Begriff der Unsittlichkeit weit auseinander. Meine Meinung ist die, daß jede Sache o h n e A u s n a h m e gelegentlich einen S c h e r z verträgt? Warum sollte man sich nicht auch einmal einen Scherz über geschlechtliche Dinge erlauben dürfen? Es ist dabei indessen unbedingt erforderlich, daß mit Wit geschertzt wird und daß nicht die Gemeinheit den Witz erheben soll, daß an seine Stelle nicht lediglich das geile Wehagen an der breiten Aufzählung geschlechtlicher Dinge tritt, möglicherweise unter Verwendung vieler unflätiger Ausdrücke. Wir finden in den Volksliedern ja manches derbe Wort, manche Strophen, die auch ein nicht zimperlicher Sänger an Volksliederabenden nicht in der überliefernten Form in den Mund zu nehmen wagt. Alles dies hat jedoch den Vorzug der Ehrlichkeit und der Deutlichkeit. Anders ist es aber bei solchen Liedern, wo — wie es eben heutzutage vielfach vorkommt — die Unflätigkeiten verdeckt angedeutet oder in zweideutige Ausdrücke gekleidet werden, in Ausdrücke, die für sich alle in Betracht harmlos genug klingen, bei denen aber im Zusammenhang des Textes die harmlose Bedeutung wenig oder gar keinen Sinn ergibt, so daß die weniger harmlose einzig und allein in Betracht kommt und für jeden die nächstliegende ist. Von dieser Niederform wird zurzeit eine ungläubliche Menge auf den Markt geworfen. Der größte Teil erlangt zwar keine weitere Verbreitung, sondern fällt rasch der verbienten Vergessenheit anheim. Das geschieht jedoch nicht etwa, weil die „Lieder“ der konsumierenden Masse zu unsauber im Text oder nicht schön genug in der Melodie erscheinen. Im Gegenteil sind sie oft nicht schlechter als die Lieder, die im Schwange sind, aber aus irgend einem Grunde — der oftmals gar nicht zu erkennen ist — sind sie nicht in Aufnahme gekommen. Ist dieses aber doch geschehen — meistens zuerst in Berlin — dann kann man sie aber auch bei allen Gelegenheiten hören, nicht nur in öffentlichen Lokalen bis hinab zur niedrigsten Kneipe mit ihrem Grammophon oder ihrem Orchesterion, sondern auch in den Familien werden sie von den „musikalischen“ Mitgliedern mehr oder weniger schlecht auf dem Klavier geklimpert; die Noten werden in Massen gekauft und die Verleger des Schundes machen glänzende Geschäfte. Beginnt dieses schließlich nachzulassen, dann werden die „Schlager“ in die berühmtesten „Liederbücher“ zu 10 Bfg. aufgenommen, die zum Beispiel von den Firmenn Walter Frey und Hermann Augustin in Berlin zu Sonderausgaben vertrieben werden. Die in diesen „Liederbüchern“ ebenfalls enthaltenen Texte guter Volkslieder und Kunstlieder dienen selbstverständlich nur als billiges Füllmaterial. Aus Nachwerken, die auf solche Weise Karriere gemacht haben, seien an dieser Stelle nur folgende Hauptpunkte erwähnt: ... An dem Baume, da hängt 'ne Afaune ... Die Kirichen in Nachbars Garten, die waren so süß und so rot ... Dann hat man erst 'ne Ahnung, wie schön du bist, Berlin ... Kinder, schont die Betten, laßt euch doch noch Zeit ... usw.
Ein beliebter Stoff für Schundliteratur solcher Art ist ferner, wie Frauen durch den — Alkohol gefügige gemacht

werden, was meines Wissens in Volksliedern gar nicht vorkommt. Auch davon nur einige Beispiele: ... In's Restaurant sind wir gegangen und tranken aus 'ner Flasche was, das knallte laut, stieg mir zu Kopfe, ich lallt' bei jedem neuen Glas: 'Ach! O Schaffner, lieber Schaffner' ... Der Seft stand im Kübel längst schon bereit, zum Teufel! wo bleibt nur die Kleine? Da rauscht es wie seidene Kleider, da rascheln Jupons voller Pli, da knistern Dessous und so weiter und dann kam sie ... Nun können ja die allermeisten von denen, die solches Zeug hören und nachsingen, es sich gar nicht erlauben, das Gesungene auch nur ein einziges Mal in die Tat umzusetzen und man braucht darum noch gar nicht einmal die Befürchtungen zu teilen, daß solche Madwerke große Sittenverderbnis anrichten. Sie allein tun es sicher nicht. Sie sind aber für den, der ein wenig über den Inhalt seiner Lieder nachzudenken gewohnt ist, nichtsdestoweniger widerlich. Diese Großstadt-Tingeltangel mit ihrem gequälten Zynismus, ihren halb- oder viertelbedeckten Zoten ist doch viel niedriger als ein gelegentlicher derb-erotischer Scherz im Volksliede. Wer solchen Gesang schon findet, ist auf dem besten Wege, einen etwa noch vorhandenen Rest von gutem Geschmack vollends zu verlieren.
Nun gibt es aber Lieder, die im Gegensatz zu der geschilderten Sorte so ausgiebig mit Keuschheit geschmückt sind, daß man geradezu von einer aufdringlichen Tugendfexerei reden kann. Die Schundmusikfabrikanten wissen sehr wohl, was das zahlungsfähige Publikum liebt, wenn es Anfälle von Tugendhaftigkeit bekommt und was zu ermäßigtem Preise leider auch bei dem geistig geringen Teil des Proletariats loszuwerden ist. Das sind die — ach, so sittsamen — „gefühlvollen“ tränenreichen „Lieder im Volkston“, die man auch schon sehr passend Volkslieder-Surrogate genannt hat. Diese Sorte Musik erregt keinen Anstoß bei denen, die gegen den „Schmutz in Wort und Bild“ so laut zu Felde ziehen und dabei ist sie, genauer gesehen, gefährlicher für das deutsche Volk, als irgend ein Lied, das die „verbotene Liebe“ verherrlicht. Bei schlüpfrigen Liedern weiß jeder, was er von ihnen zu halten hat; anders ist es aber bei den unzähligen läppisch-sentimentalen Liedern, die mit gewaltigem Aufschwung von Nüchternheit in vielen Familien gesungen werden und auf oberflächliche Gemüter starken Eindruck machen. Man denke nur an: „Nach der Heimat möcht' ich wieder, nach dem teuren Vaterort ...“ — „Ich weiß ein Herz, für das ich bete ...“ — „Weißt du, Mutterl, was i träumt hab ...“ — „Kein Heimatland, kein Vaterhaus, stets einsam und verlassen, irr' ich umher, jahrein, jahraus, kaun weis ich e—s zu fassen ...“ — „Ihm hat ein goldner Stern gesterr—ha—halt ...“ — „Seit jener Zeit, wie lieb' ich dich mein Le—eben ...“ — „die Masenbank am Elterngrab ...“ — „Mag es mit diesen wenigen Beispielen genug sein. Man weiß oft nicht, was an diesen Liedern größer ist, ihr läppischer Gefühlsdunel oder ihre Verlogenheit. Die Melodien sind nicht besser und können nur bei solchen Gefallen finden, die leider so gut wie nie Gelegenheit haben, gute Musik zu genießen oder gebotene Gelegenheiten aus Unverstand nicht benutzen. Zum Teil sind die Melodien sogar zum Erbarmen schlecht. (Kein Heimatland, kein Vaterhaus — Ihm hat ein goldner Stern gestrahlt — Das Elterngrab). Wo die Melodie besser ist, ist sie gewöhnlich nachempfunden oder auf gut Deutsch gesagt, aus einem andern Liede gestohlen. — Solcher Kram wird dann allen Ernütes für schön gehalten, leider auch von manchem Arbeiter, der auf andern Gebieten sehr aufgeklärt ist.
Die Sache wird nicht besser, wenn man beobachten kann, daß bei Leuten, die solche Schmarren gerne „singen“, die diesen angeblich zugrunde liegenden Gefühle gar nicht hervorgerufen werden, oder höchstens nur oberflächlich. Einen wunderbaren Eindruck macht es zum Beispiel, wenn man Leute, die noch kaum einen Schritt aus ihrem Geburtsort

rale Fahrerin Frau Wischnewski vorabnahme von aus: „Wer weiß, was diese dunklen Elemente uns noch bereinst zu schaffen machen werden!“ Und einige Zeit später dann, als bei einer Beschlusfassung des Bundes Deutscher Frauenvereine den Kleinen und Kleinsten angegeschlossenen Vereinen das Vetorecht verliehen worden war, rief die demokratische Führerin Frau Gauer dem Sinne nach aus: „Wenn uns von links (von den Sozialdemokratinnen) keine Hilfe kommt, steht zu befürchten, daß uns diese schwarzen Schaven über kurz oder lang erdrücken werden!“ Aber die knaßblindenden sozialdemokratischen Führerinnen bedankten sich von selber, in dem bürgerlichen Wischnewski mitzumachen, wie das von einigen Ideologinnen, zum Beispiel Lily Braun, zur Zeit leider erkränkt wurde. Und mehr als tausend Hände Nechtfertigung redet schon jetzt die Geschichte der bürgerlichen deutschen Frauenbewegung bis zu ihrer heutigen Entwicklung auf das Lily Braun damals entgegengesetzte kategorische „Nein“ der deutschen Sozialdemokratinnen, das sie in ihrem Roman: „Kampfbahre“ tragisch beleuchtete. Ja, diese Geschichte gerade spiegelt schon heute jenes wohlwogende „Nein“ zu einer historischen Tat. Aus Paula Müllers Worten klang eigentlich mehr als deutlich heraus, wenigstens für Kennerkreise, daß die evangelischen Frauen zu ihrem 1908 erfolgten Eintritt in den Bund Deutscher Frauenvereine nur durch das heisse Liebeswerden vieler Bundesmitlieder bewegt worden seien. Besonders die politischen Forderungen des Bundes hätten ihnen den Beitritt recht schwer gemacht. Sie hätten jedoch ihre Gewissensbedenken, nachdem die bis dahin lärmend gewesene Agitation der Frauenbewegung sich verflüchtigt gehabt, damit beschwichtigt, daß sie bei ihrem Eintritt keinerlei Verpflichtung gegenüber dem politischen Frauenstimmrecht übernommen, hätten es nur damals als Gegenleistung auf sich genommen, in Versammlungen nicht gegen diese Forderung zu stimmen. Diese, nach ihren Begriffen unpolitische Stellung hätte zu den schwersten Konflikten auf der letzten Tagung des Bundes deutscher Frauenvereine in Gotha geführt. Es sei dort klar zutage getreten, daß der Deutsch-Evangelische Frauenbund das 1908 gegebene Versprechen nicht länger aufrecht zu erhalten in der Lage sei, und er gab es deshalb dem Bund zurück. Die allseitig gefürchtete Lösung der bisherigen Beziehungen zwischen dem Bund Deutscher Frauenvereine und dem Deutsch-Evangelischen Frauenbund sei aber (hunderbarerweise!) doch nicht eingetreten, sondern der allumfassende Bund Deutscher Frauenvereine habe der Haltung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes vollstes Verständnis entgegengebracht. Nun habe der Deutsch-Evangelische Frauenbund seine volle Bewegungsfreiheit wieder erlangt und seine Mitglieder könnten Gott sei Dank wieder frei von der Leber reden und handeln, und ihre Ideen nach allen Richtungen hin ausbreiten. Dem fortgesetzten Kampfe sei doch auch ein friedliches Zusammenarbeiten bei weitem vorzuziehen. Frauenbewegung sei doch im letzten Grunde Gesellschaftsbewegung und diese erziehe auch der Deutsch-Evangelische Frauenbund.

Mit anderen Worten, die feineswegs rückständig, will sagen geistig rückständig, veranlagte Paula Müller, die sehr wohl in der Welt weisheit weiß, besonders in der englisch sprechenden Welt, die sehr wohl weiß, daß in den internationalen Ländern gerade die kirchlichen Frauen hervorragend politisch tätig sind, sucht aus irgend welchen, der Allgemeinheit nur vermutungsweise bekannten Gründen oder Erfahrungen von dem so früh beachrittenen allumfassenden Boden des Bundes Deutscher Frauenvereine zurückzuweichen, doch die weichen, liebevollen Arme der Führerinnen des Bundes Deutscher Frauenvereine hatten aus, der Allgemeinheit auch nur vermutbaren Ursachen, das jüngst gekommene mächtig-dunkle Schwefelkreuz weiter mitzuschlagen. Vielleicht damit es sich auf ihrem allumfassenden Grund und Boden hübsch ausdehne und entwicke, sofern die Zeit günstig.
Man braucht sich nicht darüber zu wundern. Der ganze Bund Deutscher Frauenvereine jagelt nach rechts, seine politischen und unpolitischen Korpsphären und Ergelungen, und alles, was davon bimmelt und haumelt. Der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht, so scheint es, hat die Führung.

Kleine Nachrichten.

Wirkungen des Heimarbeitergesetzes in England. Während von deutschen Unternehmern noch immer behauptet wird, daß sich Mindestlöhne oder Lohnsätze für die Hausindustrie nicht aufstellen lassen, hat man in England bewiesen, daß es mit einigem guten Willen recht wohl geht. Dort sind für mehrere Industrien vollständige Lohnstabellen ausgearbeitet worden, und zwar unter Mitwirkung der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen. Ja, aber Heimarbeiter lassen sich doch nicht organisieren! Auch in England hat man das gefürchtet, und jahrelange vergebliche Versuche der Gewerkschaften, die Heimarbeiter und Arbeiterinnen mit in ihre Organisationen einzubeziehen, schienen es zu bestätigen. Doch es trotzdem gelang, Organisati-

tionen zu schaffen, ist ebenfalls ein Erfolg des gesetzlichen Heimarbeitergesetzes.
In Creabley Heath, dem Sitz der Kettenindustrie, ist jetzt, wie „The Womens Trade Union Review“ berichtet, jeder Heimarbeiter und jede Heimarbeiterin Mitglied der Gewerkschaft, und in Nottingham sind einige tausend Frauen im Begriff, sich als Mitglieder in die Listen eintragen zu lassen. Waper kommt das? Wenn in einer Industrie Lohnsätze eingeführt werden sollen, so werden die Arbeiter durch einen Regierungsbeauftragten mit den Gesetzesbestimmungen vertraut gemacht. Der Regierungsvertreter spricht zu ihnen und nun beginnen die Heimarbeiter erst zu glauben, daß es tatsächlich eine Möglichkeit gibt, ihre gedrückte Lage zu bessern, während es bisher ganz aussichtslos war, sie davon überzeugen zu wollen. Die Vorstellungen von Privatpersonen werden nur zu leicht als müßige Gerede angesehen, der offiziellen Persönlichkeit schenken die englischen Heimarbeiter dagegen eher Glauben. Mit den organisierten Heimarbeiterinnen ließen sich natürlich auch Lohnkämpfe durchführen, und der gute Ausgang in Creabley Heath und in der Kettenindustrie in der Umgebung von Creabley Heath wird seine günstige Wirkung auf andere Industrien haben.
In England scheut man sich auch nicht vor Versuchen, für die Konfektionsindustrie Lohnsätze auszuarbeiten. Hier ist allerdings die Arbeit schwieriger, und es wird noch geraume Zeit vergehen, bis sie zum Abschluß gebracht werden können. In Deutschland sind wir natürlich noch weit davon entfernt, in ähnlicher Weise Regierung und Arbeiterorganisationen Hand in Hand arbeiten zu sehen. Die Arbeitgeber zwingen der Regierung ihren Willen auf, und die Heimarbeiter müssen darunter leiden.
Schutz des unehelichen Kindes in Norwegen. Die skandinavischen Länder stehen in bezug auf den gesetzlichen Schutz der Mutterchaft an der Spitze aller Kulturstaaten. Und doch werden auch hier noch die Gesetze als verbesserungsbedürftig empfunden. Im Jahre 1892 wurde bereits in Norwegen bestimmt, daß der uneheliche Vater auch die Mutter seines Kindes zu unterstützen habe. Entzog er sich dieser Pflicht, so nahm sich die Gemeinde ihrer an, und der Vater verlor seine Bürgerrechte. Neuerdings hat nun die Regierung eine Gesetzesvorlage eingebracht, die das uneheliche Kind mit dem ehelichen vollkommen gleichstellt. Dem unehelichen Kind soll das volle Erbrecht — auch dem Vater gegenüber — und die Führung des väterlichen Namens zugestanden werden.
Die wenige Länder können sich gleich fortgeschrittener Gesetzesbestimmungen rühmen, und doch kagen sie alle über Geburtenrückgang und hohe Säuglingssterblichkeit. Muß man unsere Behörden besonders darauf hinweisen, daß auch solche Gesetze zur Verminderung der Säuglingssterblichkeit beitragen können, die der unehelichen Mutter das Recht auf Unterhalt und ihrem Kinde die gleiche soziale Stellung wie dem ehelichen sichern?
Eingegangene Bücher und Zeitschriften.
(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Parleibuchhandlung bezogen werden.)
Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Vernhard). Inhalt vom 4. Heft des 10. Jahrganges: Prospektrecht. — Westensburgs Finanznöten. Von Hermann Strauß-Olsen (Schwerin). — Revue der Presse. — Aus den Wärsenjäten. — Wie lege ich mein Kapital an? — Western Marjland. — Süddeutscher Bankiertrach. — Verufung in Steuersachen. — Geschäfte mit der eigenen Firma. — Öffentliche Stellenvermittlung. — Gedanken über den Weltmarkt. Von Julius. — Plutus-Werk. — Antworten des Herausgebers. — Waren des Welt-handels (Seide). — Chefs und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalversammlungen. — Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus-Verlag 4,50 Mk. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin W. 62, Kleiststr. 21.)
Der Arbeiter-Nachfahrer. Organ für die Interessen der Arbeiter-Nachfahrer. Erschienen ist die Nr. 3 des 10. Jahrgangs. Aus dem Inhalt: Zum Händlerkampf. — Der Alkohol beim Wandersfahren. — Sport und Arbeit. — Der neue deutsche Sport. — Sechs-Nächte-Sensation. — Das Einstellen von Fahrern in öffentlichen Gebäuden.
Im Garten und Dabeim. Die Komate wird jetzt auch in Deutschland wegen ihres Wohlgeschmacks und ihrer vielseitigen Verwendbarkeit immer mehr und mehr geschätzt. Es ist deshalb für den Gartenbesitzer von Wert, sich mit der Anpflanzung und Zucht derselben zu beschäftigen. Ein reich illustrierter Artikel über Komatengucht enthält die neueste Nummer (2) des Garten- und Familienblattes „Im Garten und Dabeim“. Versandstelle Köhner & Co., von wo unsere Leser die Nummer kostenlos erhalten.

getan haben, in stumpfsinniger Vierstimmung gröheln hört: „Teure Heimat, sei gegrüßt, in der Ferne, sei gegrüßt.“ Gewiß, solche Leute „denken sich nichts dabei“, aber das ist ja gerade das schlimme, daß man so gedankenlos dahinplärrt. Wenn es auch keinem einfallen kann, zu verlangen, daß bei einem gefühlvollen Liede alles gleich in Mäßigung zerfließen soll, so sollte man doch annehmen, daß ein vernünftiger Mensch der Stimmung des von ihm gesungenen Liedes stets doch soweit Rechnung trägt, daß er sich nicht in gar zu kraffen Widerspruch zu ihr setzt.

Der Bleikeller des Bremer Domes.

Eines der eindrucksvollsten Bauwerke der freien Hansestadt Bremen ist der Dom, der auf ein Alter von fast 900 Jahren zurückblickt. Seit Bezelin, Erzbischof von Bremen und Hamburg, im Jahre 1044 den Grundstein legte, hat diese Kirche mancherlei Schicksale und Umänderungen erfahren. Dem Bauwesen seiner Entstehungszeit gemäß wurde der Dom im romanischen Stil, dem „Mundbogenstil“, als dreischiffiges, schiffgedecktes Gebäude errichtet und so von Bezelin's Nachfolger ausgebaut. Es war das der mächtige Erzbischof Adalbert, unter dessen Krummstab nicht nur der Norden Europas, sondern auch noch Island und Grönland standen. Die beiden Portale zeigen noch den ursprünglichen romanischen Charakter des Bauwerkes. Im dreizehnten Jahrhundert nämlich wurde der Dom zu einem Gewölbebau im gotischen Baustil, dem „Spitzbogenstil“, umgebaut. Die Bürger Bremens, die die Herrschaft ihrer Erzbischöfe abgeschüttelt und ihr Gemeinwesen zu Ende des Mittelalters zu stolzer Höhe und großem Reichtum emporgeführt hatten, wollten später den Dom in eine Hallenkirche umwandeln. Doch ward dieser Plan nur bei dem nördlichen Seitenschiff ausgeführt. Im siebzehnten Jahrhundert verlor der Dom seine beiden Türme, der eine stürzte ein und der andere brannte ab, und sie wurden erst zu Ende vorigen Jahrhunderts wieder ausgebaut.

Der Dom ist aber nicht bloß durch seine Geschichte und in künstlerischer Beziehung bemerkenswert, er birgt auch eine naturwissenschaftliche Merkwürdigkeit. Im südlichen Seitenschiff führen einige Stufen in einen Raum hinab, der die Bezeichnung Bleikeller trägt. Dieser Raum ist etwas über zehn Meter lang, ungefähr halb so breit und nicht ganz fünf Meter hoch. Sein Licht empfängt er von einer Fensterreihe, die die Längswand rechts des Eingangs durchbricht. An der Längswand gegenüber stehen acht offene Särge mit Leichen. Die Leichen liegen mit dem Haupt der Mauer zu. An der Wand mit den Fenstern ist eingetrocknetes Geflügel aufgehängt. Wie in friedlichem Schlafe scheinen die Menschen in den Särgen zu ruhen, und dem ziemlich hellen Raume wohnt überhaupt nichts Unheimliches inne. Kein Modergeruch geht von den Leichen aus und doch stehen sie schon seit langer, langer Zeit in dem Bleikeller. Die älteste der acht Leichen befindet sich seit bald 400 Jahren in diesem Raume, und die jüngste wurde vor etwa 100 Jahren in ihm aufgestellt. Diese lange Zeit über haben sie sich unverweilt erhalten, ebenso wie das Geflügel an der Wand nicht verwest, das erst vor kurzer Zeit dort aufgehängt wurde. Wohl hat die Haut der Leichen pergamentartige Beschaffenheit angenommen, und sich, wo sie einst weiß war, bräunlichgelb gefärbt; wohl ist die Kleidung der Toten verblüht; aber sonst haben sich diese in Aussehen, Form und Gestalt unversehrt erhalten. An der Leiche eines im Zweikampf gefallenen Studenten sind die Eindrücke der erhaltenen Wunde deutlich sichtbar. Bei einigen der Leichen ist der Mund nicht fest geschlossen und zwischen den halbgeöffneten Lippen sehen schneeweiße Zähne hervor. Klopft man mit dem Finger an eine der Leichen, so dringt ein Ton aus Ohr, wie wenn man auf ein stramm gespanntes Trommelfell schlägt. Die Körper sind vollständig ausgetrocknet, aber keineswegs, oder wenigstens nicht merkbar, zusammengedrumpft.

Die Eigenschaften des Kellers, Leichen nicht verfaulen und verwesen zu lassen, muß wohl mit dem Umstand zusammenhängen, daß dieser Raum früher zum Bleigießen diente, woher er noch jetzt seinen Namen trägt. In ihm stand einst der Ofen, in dem die Bleitafeln zur Verdichtung des

Domes gegossen wurden. Spuren an der den Fenstern gegenüberliegenden Längswand deuten darauf hin, daß dort eine große Oeffnung vermauert worden ist. Die Bleidämpfe haben sich, wird behauptet, in den Wänden niedergeschlagen und sie ganz mit Blei durchtränkt. Dadurch wird offenbar die Entwicklung jener kleinsten Lebewesen, der Spaltpilze, verhindert, die die Fäulnis abgeforderten Lebewesen bewirken. Andere Keller des Bremer Domes, die größer sind und tiefer liegen, besitzen jene Eigenschaft des Bleikellers nicht. An die erhaltene Kraft des Bleikellers soll man im Jahre 1540 gekommen sein, als man in ihm die Leiche eines beim Umbau verunglückten Dachsdeckers liegen ließ, die man in jenem Augenblick nicht anders unterzubringen mußte. Der Umstand, daß diese Leiche fast frischer aussieht als jene, die vor hundert Jahren im Bleikeller aufgestellt wurde, wird dadurch erklärt, daß sie die eines jungen Mannes, Lehre der eines Greises ist. Bis jetzt konnte man ein Vornehmen der leichterenhaltenden Kraft des Bleikellers nicht beobachten. Um sich davon zu überzeugen, hängt man von Zeit zu Zeit tote Hunde, Katzen und Vogel in ihm auf.

Eugenie Jacobi in der „Gleichheit“.



Zu Befehl Erzelenz. Aus Anlaß wiederholter Konfiskationen berichtet der Brünner „Volksfreund“ ein lustiges wahres Ständchen aus der Konfiskationspraxis des Staatsanwalts, das die Motive veranschaulicht, die zu einer Konfiskation führen können. Das Ständchen lautet: Es war einmal ein Mann, der im Währerland als oberster Landeschef seines Amtes waltete. Er hieß Herrmann Freiherr v. Löbl und wurde Erzelenz genannt. Er regierte zur ziemlichen Zufriedenheit der Bevölkerung und war sorgsam darauf bedacht, nirgends Anstoß zu erregen. Seine freie Zeit widmete er seiner Lieblingsbeschäftigung, der Lesart des deutschfortschrittlichen „Tagesboten aus Währen und Schlesien“, der getreulich berichtete, wann Statthalter Freiherr von Löbl „sich nach Wien begeben hatte“, wann er „nach Brünn zurückgekehrt sei“, wer als Titular-Gendarmenwachmeister zum Ranglisten ernannt wurde, wer an einem Leidenbegräbnis teilgenommen habe und ähnliche interessante Neuigkeiten mehr. Statthalter Freiherr v. Löbl war vom Tage seines Amtsantritts an gewohnt, täglich um 1/2 Uhr nachmittags sein Leiborgan auf seinem Schreibtisch vorzufinden. Und eines Tages geschah es, daß es 1/2 Uhr wurde, ohne daß der „Tagesbote“ seinen Einzug in das Statthalterei-Gebäude gehalten hätte. Minute um Minute verrann. Um 1/2 Uhr konnte der Statthalter seine Uhrgebild nicht mehr zügeln und er fragte telephonisch den Brünner Polizeidirektor, ob der „Tagesbote“ konfiskiert sei. Der Polizeidirektor konnte keine Auskunft geben, versprach aber, beim Staatsanwalt anzufragen. Der Polizeidirektor tat, wie er versprochen, und erhielt vom Staatsanwalt, der die Frage mißverstand, die Antwort: „Noch nicht, wird aber sofort geschehen.“ Der Staatsanwalt meinte wohl, daß er etwas „Konfiskables“ übersehen hatte, und er vertiefte sich sofort in ein eifriges Studium des „Tagesboten“ und nach vieler, vieler Mühe fand er eine Stelle, von der er glaubte, daß auf sie einer der Kaufschußparagrafen des Strafgesetzes passe. So wurde der „Tagesbote“ konfiskiert, und hochbefriedigt im Gefühl erfüllter Pflicht berichtete der Staatsanwalt dem Landeschef das vollbrachte Werk. Die Verwunderung und das Bedauern des Statthalters klärten jedoch den Staatsanwalt sofort darüber auf, daß die mühsam aufgestellte Konfiskation des regierungsfremden Blattes gar nicht Wunsch des Landeschefs gewesen sei und daß nur ein „bedauerliches Mißverständnis“ vorgelegen sei. — Was gewiß ein kleiner Beitrag für die Psychologie der Staatsanwälte und für das übereifrige Hinhorchen nach der „Meinung von oben“ genannt werden muß.

Der Dieb beim Vortrag des Staatsanwalts. Aus Prag wird berichtet: Am vorigen Sonntag hat der berühmte Kriminalpsychologe Staatsanwalt Dr. Wulffen in Prag einen Vortrag über das Seelenleben des Verbrechers gehalten. In diesem Vortrage hat Wulffen an charakteristischer und interessanter Fällen dargelegt, daß man den Verbrecher nicht als absolut bösen Menschen gegen neue Steuern oder neben diesen verbrecherischen Eigenschaften auch gute in seinem Innern wohnen. Aber eine besondere Illustration hat dieser Teil des Wulffenschen Vortrags dadurch erhalten, daß sich zu seinem Vortrage neben den Beamten der Polizei und der Gerichte auch — ein Dieb eingefunden hatte. Man sieht, daß unter den guten Eigenschaften, die dem Verbrecher innewohnen, auch die Wißbegierde nicht fehlt, und

es ist gewiß ein höchst sympathischer Zug, daß ein Eigentumsverbrecher die Auslage eines Vortragsentrees nicht scheut, um über sein und seiner Kollegen Psychologie aus beruflichem Munde etwas Wissenswertes zu erfahren. Der Dieb — sein Name ist noch nicht festgestellt — hat, vielleicht neben einem Kommissar lauschend, kein Wort von den belehrenden Ausführungen des vortragenden Sachmannes aus Feindsland verloren und wohl aus dem Vortrage über die Fehler der raffiniertesten Verbrecher vieles gelernt. Er hat sich so zu Herzen genommen, daß er es vernied, einen groben Fehler zu begehen, als er einem Herrn des Vortragsauditoriums dessen Vreistafche mit 800 Kronen aus der Tasche zog und spurlos verschwand. Wie es heißt, hatte der Geschädigte gerade lebhaft applaudiert und zu einem Nachbarn bemerkt, daß er heute viel über das Seelenleben des Verbrechers gelernt habe. Im nächsten Augenblicke bemerkte er, daß er dies am eigenen Leibe erfahren habe.

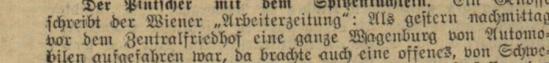
Die moderne Form des Selbstmords. Fälle von Selbstmord durch Elektrizität gehören seit einigen Jahren kaum noch zu den Seltenheiten. Eine Neuierung auf diesem Gebiete dürfte aber, was die „Technik“ betrifft, ein 18-jähriger Mann in Reggio Emilia eingeführt haben. Er hatte an einem Stein einen langen Metallfaden befestigt, dessen anderes Ende um sein Handgelenk geschlungen war. Den Stein schleuderte er in einer Durcheinander nicht einjamen Straße vor den Toren der Stadt nach der elektrischen Stromleitung, wo er auf dem Draht hängen blieb. Die Stromstärke betrug dort 3000 Volt, so daß der Tod auf der Stelle eintrat. Die Verträglichkeit der Bevölkerung mit den Gefahren der Elektrizität verhinderte ein weiteres Unglück bei der Entfernung der Leiche.

Der Pintscher mit dem Spitzentüchlein. Ein Genosse schreibt der Wiener „Arbeiterzeitung“: Als gestern nachmittag vor dem Zentralfriedhof eine ganze Wagenburg von Automobilen aufgefahren war, da brachte auch eine offene, von Schwedat kommende Auto eine Gesellschaft. Einige Insassen des Wagens stiegen aus und gingen in den Friedhof. Die anderen — zwei Herren und ein Hund — standen wie wartend eine Weile in der zweiten Reihe der Autos und fuhren dann auch davon. Wieder Richtung Schwedat. Die kurze Wartezeit hatte der Hund, ein keineswegs schöner, struppiger Pintsch, benützt, um ein wenig umherzulaufen. So wurde ich auf ihn aufmerksam. Er trug ein gar seltsames Kleid. Ein „Schabrackel“ über den ganzen Leib, zeitlich eine schief geschlitzte Tasche und aus dieser lugte etwas Weißes, Schmutz- oder Bedarfsgegenstand. Es schien wie ein Isottel in die Tasche geschoben, dessen Uferen Ecken herausstanden. Ich glaubte, mich zu irren, sah die Pintsch und richtig sah er jetzt auf dem Kopf der offenen Autos und ließ sich ruhig bewundern. Es war wirklich ein Spitzentüchlein, das er in seiner Decke stecken hatte. Seine Spizen, Ergebirgsspitzen, Krüßelchen vielleicht — wer weiß es, wo das Hundentüchlein von einer gebeugten Frau gekloppt worden ist. Wozu es nur dienen mag? Dem Stallpintsch die Nase zu putzen, ihm den „Trenzerling“ abzuwischen? Wahrscheinlich. Hofentlich führt die Dame, der dieser Pintsch gehört, auch Klosettspapier mit, um dem Hundchen auch bei anderen Verrichtungen menschliche Kultur beizubringen und es so zu verhindern, die Spazierfahrten mit vorgefederten Hinterrufen machen zu müssen, wie es die Hunde ohne Bildung tun.

Was alles versichert wird. England ist das klassische Land der Versicherungen; ein Achtel der Ertragsnisse der Nation werden direkt oder indirekt in Lebensversicherungen angelegt, und der Begriff der Versicherung ist ein so allgemein geläufiger, daß man meint, man könne sich dadurch gegen alle Zufälligkeiten und Gefahren des Lebens schützen. So gibt es Leute in England, wie uns eine Wochenchrift erzählt, die vorsichtig genug sind, beim Eingehen einer Ehe sogleich eine Versicherung gegen Scheidung und — gegen die Ankunft von Zwillingen aufzunehmen. Die großen Londoner Versicherungsgesellschaften haben zwar in neuerer Zeit ihrem Kundentum in der Suche nach den seltsamsten Objekten einige Beschränkungen auferlegt; aber der wunderlichen Versicherungen gibt es noch immer genug. So kann man sich z. B. versichern: gegen Schädigungen durch Dienstboten, gegen Verlust durch schlechtes Wetter, gegen das Liegenlassen von wertvollen Dokumenten, gegen neue Steuern oder neue Zölle, gegen bestimmte politische Gesetze usw. Ein Sänger oder eine Sängerin könnten sich gegen den Verlust ihrer Stimme versichern, und einem Vorsichtigen steht es nicht nur frei, für den Fall sich eine Sicherheit zu verschaffen, daß er selbst wahnsinnig wird, sondern auch für den Fall, daß irgend eine wahnsinnige Person ihre normalen Geisteskräfte wiedergewinnt. Versicherungen gegen Erdbeben sind zwar in Albion nicht häufig, aber durchaus zulässig. Viel öfter nehmen Automobilsten den Dienst der Gesellschaften in Anspruch; sie können vorzogen für die Geldstrafen, die sie wegen zu schnellen Fahrens erhalten, und für die Unglücksfälle, die sie dabei erleiden. Die Höhe der Prämien hängt bei diesen Versicherungen der Automobilsten völlig von der bisherigen Führung des Kunden ab. Durch die Ausführungen der Suffragetten und die tumultuarischen Vor-

gänge, die in den letzten Jahren England in Unruhe versetzten, sind Versicherungen gegen den Verlust bei Aufruhr und Demonstrationen sehr in Aufnahme gekommen. Die gewöhnliche Rate bei dieser Art von Versicherung ist nicht sehr hoch, aber sie steigt beträchtlich, wenn es sich um Lokale handelt, die an besonders auffälliger und gefährdeter Stelle liegen, oder um Personlichkeiten und Geschäfte bei denen vorauszuweisen ist, daß sie irgendwie Haß und Erbitterung entfesseln könnten. Früher kam es häufiger vor, daß man Objekte versicherte, die in gar keiner Beziehung zu dem Versicherten standen, so z. B. das Leben irgend eines bekannten Mäunders und Mäunders usw. Einen tieferen Sinn für Gerechtigkeit wird man darin erblicken, wenn sich jemand zugunsten seiner Gläubiger versichert.

Ein pfiffiger Vaterlandsverteidiger. Ein Vorfall, wie er wohl einzig dastehen wird, hat sich vor einigen Tagen in Schwelm ereignet. Der Sohn eines Postbeamten von dort diente seit Oktober bei einem Artillerieregiment in Köln. Bereits dreimal hatte der junge Mann von seinem Regiment Urlaub erhalten, weil angeblich sein Vater, sein Bruder und seine Schwester kurz hintereinander starben. Stets erhielt er Urlaub. Kürzlich erhielt der junge Krieger plötzlich telegraphisch Nachricht, daß auch seine Mutter gestorben sei. Der Hauptmann der Kompagnie sandte Sonntag früh eine Abordnung des Regiments nach Schwelm, die an dem Begräbnis der Mutter des Soldaten teilnehmen sollte. Wer beschrieb aber ihre Erscheinung, als sie mit dem Kranz in der Hand in der Wohnung des Soldaten angekommen und von der Mutter selbst empfangen wurden. Es stellte sich heraus, daß der junge Vaterlandsverteidiger den zeitweiligen Urlaub verlangt hatte, um etwas Abwechslung in das eintönige Kameraden zu bringen. Der junge Krieger wurde von seinen Kameraden zu seinem Regiment nach Köln zurückgebracht.



Der allumfassende Bund Deutscher Frauenvereine.

Vor längeren Jahren mal traten in Hamburg einige christliche und jüdische Mitglieder der Freidenker-Vereinigung, trotz der damals in der freien Hansestadt vorherrschenden Zurückhaltungsmahregeln aus ihren Kirchengemeinschaften aus, was sie bis dahin versäumt hatten. Zu diesen Zurückhaltungsmahregeln gehörte damals auch der dem Austritt vorgehende Besuch des jeweiligen Seelsorgers, der den verlorengehenden Schäfchen erst noch einmal tüchtig ins Gewissen zu reden hatte. Bei der nächstfolgenden Freidenkerversammlung hatten die betreffenden Mitglieder zu erzählen, wie es ihnen bei ihrem Kampf ergangen war. Die christlichen Mitglieder sagten übereinstimmend aus: „Der Pastor war bei uns und erklärte, es läge für uns kein Grund zum Austritt aus der Landeskirche vor, die christliche Konfession, besonders die katholische, aber auch die evangelische, sei so allumfassend, daß sich die größten Freidenker und die frommsten Orthodoxen getrost in ihre Zusammenhalten könnten.“ Und die Israeliten sagten: „Der Rabbiner kam und setzte uns auseinander, daß das Judentum so allumfassend wäre, daß sich die allgäubigsten und modernsten seiner Anhänger sehr wohl gemeinsam damit abfinden könnten.“ Darüber haben wir uns damals herzlich amüsiert.

Genau so allumfassend scheint sich der Bund Deutscher Frauenvereine vorzunehmen. Benigneus muß man das nach einem von Paula Müller, der Vorsitzenden des Evangelischen Frauenbundes, in Berlin gehaltenen Vortrage annehmen. Unter dem Vorsitz der Frau Gräfin von Schwerin-Röwis, der Gattin des Präsidenten des preussischen Abgeordnetenhauses, fand nämlich neulich im Präsidialgebäude des preussischen Abgeordnetenhauses eine öffentliche Mitgliederversammlung des Brandenburgisch-Mecklenburgischen Teilverbandes statt.

Zahlreiche goldstrobende Karossen und elegante Privatautos rollten zur festgesetzten Stunde auf ihren elastischen Pneumatiks vor und seidenrauschende blaublütige Erzelenzen mit schweißgeißelten Glacés auf den rein-physiologischen Händen schlipfenhaft die Stufen des hohen Hauses hinan, aus dem man im vorigen Jahr die wahren Vertreter des Volkes durch Polizeimacht zu entfernen getrachtet, um ateenlos den schwerwiegenden Bekantnissen der ersten Bundesvorsitzenden Paula Müller zu lauschen, um das Wohl und Wehe der deutschen Frauenwelt zu beraten. Das Thema der Redeentritt lautete: „Unsere Aufgabe und Stellung in der Frauenbewegung“. Die Rednerin nahm zunächst die Gelagtheit wahr, in der hohen und heiligen Hallen die Geschichte des 1809 gegründeten deutsch-evangelischen Frauenbundes und insbesondere seine Stellungnahme im Bund Deutscher Frauenvereine, dem großen frauenrechtlerischen Sammellurium, dem er sich 1908 angeschlossen, darzulegen. Schon damals rief die satfam bekannte liber-